

# Der Salzforst

1) Ausdehnung: Die bayrische Rhön war ein Teil des großen Laubwaldgebietes, das vor 2 000 Jahren ganz Mitteldeutschland bedeckte, ein geschlossener Laubwald von etwa 42 000 ha. Seit dem Jahre 1 000 etwa führte dieses Gebiet den Namen Salzforst. In späterer Zeit, nach der Durchbrechung des Waldkomplexes und dessen Auflösung in mehrere selbständige Teile, wurde der Name für ein immer kleineres Waldgebiet gebraucht. Es umfaßte im vorigen Jahrhundert unter dem Namen "Betriebsverband Salzforst" noch die Reviere Burgwallbach, Steinach und Schmalwasser und ist heute fast ganz verschwunden.

Als Salzforst galt das Gebiet zwischen Streu und Elzbach einerseits, der Sinn und Aschach andererseits; im Norden bis zum Zug der heutigen bayrischen Landesgrenze reichend, im Süden abgeschlossen vom Tal der Saale.

## 2) Klima:

Entsprechend der großen vertikalen Ausdehnung vom Tal der Saale, einer Höhe von 220 m, aufsteigend bis 928 m, dem Gipfel des Kreuzberges, ist das Klima sehr verschieden: mild im Tal der Saale, aber rauh in den hochgelegenen Seitentälern und auf den Höhen der Rhönberge. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt etwa  $7,5^{\circ}$ , die mittlere Temperatur der Vegetationszeit  $15^{\circ}$ . Die jährlichen Niederschläge sind 650-700 mm, die der Vegetationszeit 250-300 mm. Besonders stark machen sich überall die Wirkungen des Windes geltend; denn die flachen Höhenzüge der Rhön sind ganz ungeschützt und so weht dauernd NW- oder NO-Wind über die kahlen Höhen, die durch die Waldabschwendung ganz unfruchtbar geworden sind.

## 3) Geologischer Aufbau:

Der größte Teil des Bodens wird gebildet von den Verwitterungsprodukten des Hauptbuntsandsteines. Dieser liefert einen ziemlich groben, feinerdearmen Sandboden. In den zentralen Lagen ist der Buntsand häufig überdeckt von Basaltdurchbrechungen, die einen weit fruchtbareren Boden bilden. Weniger bedeutungsvoll sind die Überlagerungen von

Muschelkalk, der wegen seiner starken Zerklüftung und den geringen Niederschlägen wohl guten Boden bildet, aber bei Entblößung von der schützenden **Walddecke**, leicht verkarstet. Sehr häufig finden sich, den Flußtälern folgend, ziemlich mächtige, fruchtbare Lößüberlagerungen, die hier wohl von den Höhen angeweht wurden als sich an den Hängen, vom Tale fortschreitend, die ersten Pflanzenformationen einstellten, während die Höhen noch keine Bodendecke trugen. Zu erwähnen sind noch Vorkommen des oberen Buntsandsteines und des Quarzits. Für die Qualität des Bodens ist nicht das Grundgestein ausschlaggebend. Selten sind scharfe Kontraste festzustellen beim Übergang von einem Grundgestein zum andern. Viel bedeutungsvoller sind die örtliche Geländeausformung und die Einflüsse der Pflanzendecken.

#### 4) Pflanzenwuchs:

Boden und Klima entsprachen am besten den Ansprüchen unserer Laubhölzer Eiche und Buche. Der Salzforst ist zu Beginn des Mittelalters ein geschlossener Laubwald.

Die ersten Holzpflanzen, die nach der Eiszeit das Gebirge besiedelten, waren sicher die weichen Laubhölzer, die Pioniere des Waldes. Dann folgte die Eiche. Denn die Eiche vermag schon auf Rohboden gut zu gedeihen und sie hatte wahrscheinlich bei der Einwanderung auch einen Vorsprung dadurch, daß sie auch im Südwesten Europas die Eiszeit überdauerte. Jedenfalls besiedelte die Eiche die tieferen, mildereren Lagen zusammen mit Hasel und den übrigen Laubhölzern. Wohl ist sie sicherlich auch auf die Höhen vorge drungen, wo sie ja auch heute noch vereinzelt vorkommt, konnte dort aber nicht bestandsbildend auftreten. Nachdem die Eiche den Boden gebessert hatte, begann das Vordringen der Buche. Sie, die stärkste unserer Holzarten im Kampf ums Dasein, gewann mehr und mehr Raum, verdrängte die Eiche aus den höheren und kälteren Lagen und drang auch in das eigentliche Gebiet der Eiche vor. In diesen Existenzkampf der Arten griff der Mensch ein. Durch die regellosen Nutzungen wie sie bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts herrschten, wurde das weiche Laubholz genutzt, Eiche und Buche aber weitgehend geschont. Im ganzen aber wurde die Buche mehr gefördert als die Eiche, weil jeder plenterwaldartige Betrieb der Buche mehr zusagt als der Eiche. In dem folgenden, regelmäßigen Mittelwaldbetrieb konnte die Eiche mehr und mehr an Raum gewinnen.

Die Eiche hat einmal die größere Reproduktionskraft und vermag öfter und energischer aus dem Stocke auszuschlagen und dann wird beim Mittelwald der Boden sehr oft licht gestellt. Dadurch leidet der arme Sandboden bei den geringen Niederschlägen besonders stark. Die oberste Bodenschicht trocknet aus, die Tätigkeit der Bakterien wird gehemmt und es entsteht Rohhumus. Die Buche kann sich nicht mehr natürlich verjüngen. Nur in den sehr oberholzreichen Teilen konnte die Buche sich auch weiterhin einen starken Anteil erhalten. Um die Wende des 17. Jahrhunderts hatte die Eiche im Salzforst ihre größte Verbreitung.

Durch den Mittelwaldbetrieb, der die Kraft des armen Sandbodens nicht erhält, durch jahrhundertelange Weidenutzung, stellenweise auch ~~xxx~~ Streunutzung, ist der Boden auch der Eiche fast überall zu schlecht geworden. Das Unterholz schlug kaum mehr aus und das Oberholz war rückgängig. Nun beginnt, von den schlechtesten Teilen anfangend, überall die Umwandlung in Nadelholz und im Laufe von 100 Jahren hat die Föhre überall den größten Anteil sich erworben. Zweifellos bedeutet die große Ausdehnung des Nadelholzes einen Rückschritt in der Bodenkultur. Sie war aber, wenigstens zum Teil, notwendig geworden durch die jahrhundertelange Ausbeutung des Waldes durch Weide- und Holznutzung. In der jüngsten Zeit setzt wieder eine rückläufige Bewegung ein, die der Buche und Eiche größere Ausdehnung geben will. Aber jedenfalls wird in absehbarer Zeit nicht zu erreichen sein, was jahrhundertelange Ausbeutung und Fehler der Wirtschaft des letzten Jahrhunderts vernichtet haben.

Waldabschwendung: von abschwenden = roden oder durch Abbrennen des Waldes urbar machen des Bodens.

Quellen:

a) Archiv des Forstamtes Steinach/Saale: "Geschichtliche Entwicklung der Waldungen des Salzforstes" von Referendar Josef Guglhör.

b) "Siedlung und Waldwirtschaft im Salzforst" von Dr. Bruno Kmiotek.

Sylvester 1970.